

Die Solothurner Polit-Pionierin

Cornelia Füg besetzte eine Menge politische Ämter als erste Frau im Kanton. In einem Interview rollt sie ihren politischen Werdegang auf.

Interview: Rebecca Rutschi

Cornelia Füg war für den Kanton Solothurn eine politische Pionierin. Als erste Frau im Kanton wurde sie am 7. Februar 1971, dem Tag der Annahme des eidgenössischen Frauenstimmrechts, zur Gemeindegemeinschreiberin gewählt, und als eine von sechs war sie bei den ersten Kantonsrätinnen. Ausserdem gewann sie 1975 die Wahl zur ersten Solothurner Nationalrätin und 1987 wurde sie als Erste zur Regierungsrätin. Nebst ihrem politischen Engagement erwarb die mittlerweile 79-Jährige das Fürsprecher- und Notariatspatent des Kantons Solothurn und liess sich später zur eidgenössisch diplomierten Bäuerin ausbilden.

Cornelia Füg, Sie wurden am Tag der Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechts zur Gemeindegemeinschreiberin von Wisen gewählt. Wie war das möglich?

Cornelia Füg: Ursprünglich hat mein Mann das Amt des Gemeindegemeinschreibers angeboten bekommen. Er lehnte aber ab. Er hätte dem Amt auch unmöglich gerecht werden können – er arbeitete schliesslich den ganzen Tag und war abends auf dem Hof beschäftigt. Man hat ihm dann vorgeschlagen, dass er sich wählen lassen und ich die Arbeit erledigen könnte. Das hat man damals vielerorts so gemacht. Aber das wollte ich nicht. Ich habe ihnen gesagt, wenn sie mich wählen wollen, müssen sie das Frauenstimmrecht auf Gemeindeebene einführen. Das konnte man im Kanton Solothurn zu dieser Zeit schon. Im November 1970 machten sie das auch und so konnte ich kandidieren. Dass die Wisner und Wisnerinnen mich am selben Tag zur Gemeindegemeinschreiberin gewählt haben, wie das Frauenstimmrecht bundesweit eingeführt wurde, war schliesslich reiner Zufall.

Wie hat die Bevölkerung und der Gemeindeapparat von Wisen Sie in der Politik aufgenommen?

Eigentlich gut, sie waren in ihrer Reaktion nur etwas langsam. Ich wurde am 7. Februar gewählt, und Anfang März hat mich die Frau des Ammanns angerufen und gemeint, dass man mich nun vielleicht mal an eine Gemeinderatssitzung einladen müsse. (lacht) Darüber kann man heute lachen, aber das war damals eben normal. Ich habe mich da auch nie drüber aufgeregt, man musste die Situation eben akzeptieren, wie sie ist.

Gefallen muss es Ihnen in der Politik aber trotzdem haben. Sie haben schliesslich eine beeindruckende politische Karriere gemacht.

Natürlich. Meine Arbeit war manchmal richtig lustig. Ausserdem muss man auch sehen, dass viele Teile der Politik praktisch anzupacken sind, das hat mir gefallen. Ich habe mir aber eigentlich nicht vorstellen können, Politikerin zu werden. Es hat mich mehr gereizt, Richterin zu werden – schliesslich habe ich auch Jura studiert. Im Richteramt gab es aber zu dieser Zeit in der Region keine Möglichkeit. Und als ich von der FDP Gösigen angefragt wurde, ob ich für den Kantonsrat kandidieren wollte, habe ich mir gedacht: «Warum nicht?» Die brauchten natürlich eine Frau auf der Wahlliste, deswegen haben sie mich angefragt. Ähnlich lief es bei meiner Kandidatur als Nationalrätin. Da habe ich aber nur zugesagt für den Fall, dass sie keine andere Frau finden. Tatsächlich Nationalrätin zu werden, war übrigens ausserdem nur möglich, weil mein



Die pensionierte Cornelia Füg lebt mit ihrem Mann heute in Olten.

Bild: Patrick Lüthy

Irma Looser: Schafferin im Hintergrund

Wisen Vor 50 Jahren startete Fügs politische Werdegang als Gemeindegemeinschreiberin in Wisen. Heute übt dieses Amt Irma Looser aus. Und das schon seit 30 Jahren. Sie habe diese Arbeit eigentlich gar nicht gesucht, erzählt Looser auf Anfrage. Sie sei erst kurz davor mit ihrer Familie in die Gemeinde gezogen. Trotzdem beteiligte sie sich bereits als Aktuarin in der Finanz- und einer Spezialkommission. So wurde der Gemeinderat auf ihre Fähigkeiten aufmerksam und fragte sie an, das Amt der Gemeindegemeinschreiberin zu übernehmen. Weil Loosers Söhne damals noch sehr klein waren, lehnte sie ursprünglich ab. «Schliesslich liess ich mich aber doch überreden, das Amt so lange zu über-

nehmen, bis der Gemeinderat jemand anderen gefunden hat», meinte sie. Aus dieser temporären Verpflichtung wurde dann eine Tätigkeit, die sie mit Herzblut ausführt. Das sei aber nur möglich gewesen, weil die Arbeit – abgesehen von den Schalteröffnungszeiten – mit sehr flexiblen Arbeitszeiten komme. So konnte die Bäuerin am Nachmittag auf dem Hof arbeiten und ihre Aufgaben als Gemeindegemeinschreiberin oftmals abends oder am Vormittag erledigen.

In Fügs Fussstapfen zu treten, will und wollte Looser jedoch nicht. Sie habe sich einmal zwar überreden lassen, für den Kantonsrat zu kandidieren, sei aber nicht unglücklich darüber gewesen, als sie knapp nicht gewählt wurde. «Ich ma-

che gerne die Hintergrundarbeit für die amtierenden Politikerinnen und Politiker», beteuert die 61-Jährige. Sie kenne sich in politischen Belangen aus und habe viel Erfahrung, müsse aber dennoch nicht vorne stehen. «Es gefällt mir, die Schreibarbeit zu machen.» Dass es ihr gefällt, spiegelt sich deutlich in ihrer Amtszeit wider. Am meisten mag sie an ihrer Arbeit, wie vielfältig diese ist. «In einer kleinen Gemeinde hat man als Gemeindegemeinschreiberin mit allen Bereichen zu tun.» Grösstenteils beanspruchen ihre Zeit aber juristische Probleme. Um sich darum bestmöglich kümmern zu können, hat Looser unter anderem die Weiterbildung «Öffentliches Gemeindegewesen» absolviert. (rer)

«Ich war nie an den Demos. Keine meiner Kolleginnen war das. Wir wussten einfach, dass es Zeit war fürs Frauenstimmrecht.»

Mann damals eine Arbeit hatte, die er im Sommer grösstenteils von zuhause erledigen konnte.

Wie war es, mit Männern zusammenarbeiten zu müssen, die sich zuvor teilweise gegen ein Frauenstimmrecht engagiert hatten?

Für mich war das eigentlich gar nichts Neues. Im Hörsaal im Studium waren die Männer auch etwa 40:4 in der Überzahl. Im Kantonsrat zu sitzen, fühlte sich eigentlich vergleichbar an. Ausserdem hatte ich das Gefühl, Frauen betrachteten mich eher kritisch als Männer. Die Frage: «Wie sollen Sie das können? Ich kann es schliesslich auch nicht», habe ich von Frauen in Bezug auf mein politisches Engagement oft gehört. Ausserdem haben sie mich im-

mer gefragt, wie ich mit vier Kindern Politik machen könne. Eine Frage, die man einem Vater nie stellen würde.

In einem Gespräch mit einem Journalisten der Solothurner Zeitung vom Oktober 2015 sagen Sie, dass Sie sich vor der Einführung des Frauenstimmrechts nicht spezifisch für dieses eingesetzt hätten. Warum nicht?

Nein, das habe ich nicht. Ich war nie an den Demos. Keine meiner Kolleginnen aus der Uni war das. Wir wussten eben einfach, dass es Zeit war fürs Frauenstimmrecht. Die Zeit dazu war überreif. Ich erinnere mich, dass wir als Familie schon in den 50er-Jahren darüber diskutiert haben. Ausserdem finde ich es nicht zielführend, immer nur wütend zu

fordern. Bei der Beratung in der NR-Kommission zur Mutterschaftsversicherung 1978 zum Beispiel hat eine SP-Nationalrätin den Männern ihre Meinung gezeigt. Sie hatte inhaltlich recht, aber die Folge war, dass Eintreten abgelehnt wurde und wieder 20 Jahre nichts geschah. Man muss direkt sein und klarmachen, was man will, aber es braucht eben auch etwas Cleverness dabei.

Bei Ihrer Kandidatur als Regierungsrätin 1987 sind Sie schliesslich gegen Willy Pfund angetreten, der von der FDP als offizieller Kandidat nominiert wurde, und haben ihn ausgestochen. Wie haben die Partei und deren Unterstützer darauf reagiert?

Das war eine schwierige Situation. Als Willy Pfund an der Delegiertenversammlung nominiert wurde, wollte ich die Sache ruhen lassen. Anderntags haben sich aber unglaublich viele Menschen bei mir gemeldet, die wollten, dass ich wild kandidiere. Ich habe ihnen dann gesagt, dass ich zur Wahl antrete, wenn sie es schaffen, innert 14 Tagen 1000 FDP-Stimmen zu sammeln, die mich bei meiner Kandidatur unterstützen würden. Das haben sie geschafft, und so habe ich mich eben mit einem mulligen Gefühl von den «Freisinnigen für eine echte Volkswahl» portieren lassen. Schön waren die Reaktionen darauf aber nicht. Wir haben einige Morddrohungen erhalten und bekamen deswegen sogar eine private Telefonnummer. Als ich dann zur Regierungsrätin gewählt wurde, haben sich die erhitzen Gemüter aber schnell wieder beruhigt.

Nach Ihrer Zeit als Regierungsrätin haben Sie Ihrer politischen Karriere schliesslich den Rücken gekehrt. Warum?

Es war einfach Zeit für mich nach 26 Jahren politischer Arbeit. Wissen Sie, ich bin eine überzeugte Gegnerin von langen Amtszeiten. In der Politik muss man nicht 80 werden und alle ändern aussen vor lassen. Irgendwann braucht es einfach frischen Wind und neue Ideen. Denen wollte ich Platz machen. Deswegen bin ich auch nie sonderlich lange im gleichen Amt geblieben.

Es hätte aber auch die Möglichkeit gegeben, für ein neues Amt zu kandidieren. Hat es Sie nicht gereizt, einen Sitz im Bundesrat anzustreben?

Das bin ich einige Male gefragt worden, und ich sagte immer: «Nein». Ich kannte die Bundesverwaltung damals gut und erlebte sie als eine eher selbstherrliche Organisation. Deswegen wollte ich da nicht hin. (lacht) Aber im Ernst: Ich wäre nicht qualifiziert genug gewesen. Ich erwarte von einem Bundesrat mehr, als ich hätte bieten können.

Sie haben eine jahrzehntelange Erfahrung. Möchten Sie zum Schluss ein paar Worte an junge Feministinnen richten?

«Steigt in die Politik ein, macht praktische Politik, auch wenn es ein Risiko ist, anstatt nur zu theoretisieren und zu jammern.» Das gilt aber übrigens nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. Man müsste sich mal überlegen, wer welche Privilegien hat. Darüber wird nämlich nur selten gesprochen. Männer erfahren auch Benachteiligung. Sie müssen zum Beispiel Militärdienst leisten, und Väter bekommen in Sorgerechtsstreits selten recht. Dagegen müssen sie sich jetzt aber eben auch selbst wehren.